

MARC
ELSBERG

BLACK
HOLE

**BLACKOUT-
10 JAHRE DANACH.**

EINE KURZGESCHICHTE

blanvalet

Buch

Immer wieder kommt es vor: Es gibt einen Stromausfall, und plötzlich geht nichts mehr. Meist kommt der Strom nach einiger Zeit wieder, und alles ist gut. Was, wenn das mal nicht so wäre? Marc Elsberg hat das Szenario in einem atemberaubenden Thriller ausgemalt und damit bereits Millionen Leser*innen begeistert. Fast 200 Wochen stand der Thriller BLACKOUT auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. Von Bild der Wissenschaft zum spannendsten Wissensbuch gekürt, von der Presse hochgelobt und jetzt auch noch mit Moritz Bleibtreu in der Hauptrolle als Serie verfilmt.

In der Kurzgeschichte Black Hole erzählt Marc Elsberg, welche Auswirkungen so ein Ereignis haben kann und was aus den Verlierern und Gewinnern einer Katastrophe wird ...

Autor

Marc Elsberg wurde 1967 in Wien geboren. Er war Strategieberater und Kreativdirektor für Werbung in Wien und Hamburg sowie Kolumnist der österreichischen Tageszeitung »Der Standard«. Heute lebt und arbeitet er in Wien. Mit seinen internationalen Bestsellern BLACKOUT, ZERO und HELIX etablierte er sich auch als Meister des Science-Thrillers. Mit GIER lieferte er einen spannenden Thriller und zugleich eine Kritik des allgegenwärtigen Wettbewerbs. DER FALL DES PRÄSIDENTEN widmet sich dem Geschäft der Politik und seinen Ungerechtigkeiten. Marc Elsberg hat sich zu einem gefragten Gesprächspartner von Politik und Wirtschaft etabliert.

Weitere Informationen unter: www.marcelberg.com

Von Marc Elsberg bereits erschienen

Blackout · Zero · Helix · Gier · Der Fall des Präsidenten

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag und www.facebook.com/blanvalet.

Marc Elsberg

Black Hole

Eine Kurzgeschichte

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright der Originalausgabe © 2022 by Marc Elsberg.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Michael Gaeb.
Copyright dieser Ausgabe © 2022 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Angela Kuepper
Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de
NG · Herstellung: sam/er
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-29552-3
V002

www.blanvalet.de

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

fast zehn Jahre nach Erscheinen ist mein Roman *BLACKOUT* zu meinem eigenen Erstaunen aktueller denn je. Davon zeugt auch sein anhaltender Erfolg – allein im deutschsprachigen Raum wurde *BLACKOUT* mittlerweile fast zwei Millionen Mal gekauft. In über zwanzig Ländern ist der Roman in der Landessprache verfügbar. Hörspiel und Hörbuch wurden mit der Goldenen Schallplatte ausgezeichnet. Nach dem Erscheinen durfte ich zahlreiche Fachvorträge auf der ganzen Welt halten, unter anderem im US-Energieministerium in Washington, bei der EU-Kommission in Brüssel, in zahlreichen Ministerien und großen Konzernen. *BLACKOUT* gibt es als erfolgreiches Theaterstück, und als sechsteilige Streaming-/TV-Serie mit absoluter Traumbesetzung. Hinter mir liegen also zehn aufregende und arbeitsintensive Jahre – folgten auf *BLACKOUT* doch noch vier weitere Bestseller: *ZERO*, *HELIX*, *GIER* und *DER FALL DES PRÄSIDENTEN*. Manchmal muss ich mich selbst zwicken, damit ich sicher sein kann, das alles nicht geträumt zu haben.

Aber wie kam es überhaupt zu dieser Idee und diesem Erfolg? Seit Jahren interessierte mich die immer dichtere weltweite Vernetzung. Ein Artikel über die Fabrikation einer elektrischen Zahnbürste zeigte mir, wie komplex vergleichsweise einfache Produkte hergestellt werden. Die Einzelteile kommen aus der ganzen Welt, und der Ausfall eines Zulieferers – sei es

durch technische Störungen, ungünstige Wetterbedingungen oder menschliche Fehler – kann umgehend zum Stillstand der Produktion führen. Ausgehend von diesem Artikel überlegte ich, an welcher Stelle unsere heutige vernetzte Welt am verwundbarsten ist. Dabei spielte ich verschiedene Szenarien durch, wie das Zusammenbrechen der Kommunikation, des Internets, internationaler Finanzströme oder eine Gesundheitskrise (siehe Corona). Schnell begriff ich, dass in unserem heutigen Leben ohne Stromversorgung nichts mehr funktioniert und sich viele Leute darüber noch nie Gedanken gemacht haben. Auch für mich kam der Strom vor den Recherchen zu *BLACKOUT* aus der Steckdose. Mir war nicht klar, dass Strom beständig fließen muss und das Stromsystem daher sehr fragil ist.

Neben meiner damaligen Arbeit in der Werbebranche tauchte ich immer tiefer in die Thematik ein und verbrachte Abende, Freizeit und Urlaube mit der Recherche. Denn zunächst musste ich mich in das Fachgebiet einlesen, damit es mir möglich war, mit Experten zu diskutieren. Die in der Folge überraschend offen und ausführlich mit mir, dem damals unbekannten Autor, redeten.

Parallel zu meiner Arbeit an *BLACKOUT* beauftragte der Deutsche Bundestag eine Studie über die Verletzbarkeit moderner Gesellschaften als Folge eines großflächigen und lang andauernden Stromausfalls. Daran merkte ich, dass an dem Thema was dran war und dass es als gesellschaftlich relevant betrachtet wurde. Die Studie kam im Wesentlichen zu denselben Ergebnissen, einige Details und Erkenntnisse flossen nach der Veröffentlichung im April 2011 in meinen damals praktisch schon fertigen Text ein.

Anfang 2011 war *BLACKOUT* nach rund vier Jahren intensiver Arbeit fast fertig und konnte an die großen deutschen Verlage verschickt werden. Am 11. März 2011 kam es zur Atomkatastrophe von Fukushima, welche das Leben von so vielen Menschen auf das Schlimmste veränderte, aber eben auch mein

Leben komplett auf den Kopf stellte. Als Folge von Fukushima beschloss die deutsche Kanzlerin Angela Merkel den Ausstieg aus der Atomenergie. Plötzlich war das Wort »Blackout« in Deutschland in aller Munde – und mein Manuskript lag auf den Tischen deutscher Verlegerinnen und Verleger. Was nun folgte, kam einer Achterbahn der Gefühle gleich. Mehrere deutsche Verlagshäuser wollten mein Manuskript veröffentlichen, boten Vorschüsse und wollten das Buch als Spitzentitel im Programm platzieren.

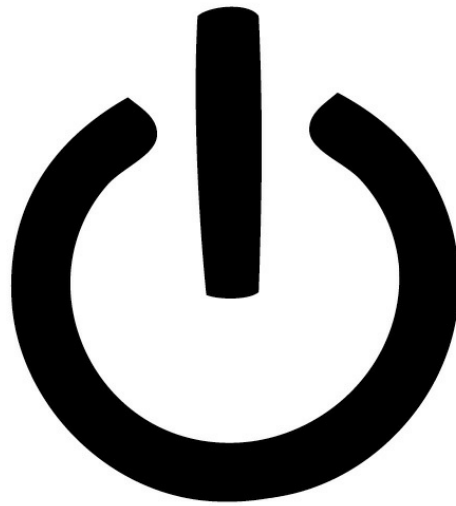
Da sind wir nun, fast zehn Jahre später.

Und was könnte zehn Jahre nach dem großen BLACKOUT passiert sein? Davon erzählt diese Kurzgeschichte. Aber lesen Sie selbst!

Herzlich

Ihr Marc Elsberg

Blackout, 10 Jahre später
Black Hole



Tag 1

Unter seiner rechten Gesichtshälfte spürte er kalten Boden. Er lag auf der Seite. Konnte die Arme nicht bewegen. Die Füße auch nicht. Sein Kopf schmerzte. Die Luft roch modrig und feucht. Ihn fröstelte. Mühsam öffnete er die Augen. Viel heller wurde es nicht. Er musste ein paarmal blinzeln, bevor sich seine Augen an das Zwielight gewöhnt hatten und er mehr erkennen konnte. Er starrte gegen eine schmutzige Betonwand. Auf seinen eigenen Schatten. Irgendwo hinter ihm schimmerte schwaches Licht. Er versuchte, sich zu bewegen. Seine Handgelenke waren hinter dem Rücken gefesselt, die Beine fühlten sich an wie von einem Gummischlauch zusammengepresst. Er wälzte sich auf den Rücken. Die Decke des Raums im Zwielight war kaum zu sehen. Beton. Weiterrobben. Nun lag der Raum vor ihm, vielleicht fünf mal fünf Meter. An der gegenüberliegenden Seite brannte auf einem umgedrehten Eimer eine Kerze. Die einzige Lichtquelle. Daneben stand ein fast raumhohes Regal. Dort lagen ein paar kleinere Teile, die er nicht erkannte. Das Pochen in seinem Kopf fühlte sich an, als wollte es seinen Schädel sprengen. Sein Blick wanderte zu seinen Beinen. Umwickelt mit Panzerband, das im Kerzenlicht silbrig schimmerte.

Er atmete tief durch. Versuchte, die aufsteigende Hitze in seinem Innern zu unterdrücken. Robbte auf das Licht zu. Der harte Boden scheuerte seinen Maßanzug auf. Kümmerte ihn nicht. Vor der Kerze und dem Regal zog er die Beine an und wuchtete sich auf die Knie. Fast verlor er das Gleichgewicht und wäre wieder zu Boden gefallen, so steif und unbeweglich machten ihn die Fesseln. Wie eine kniende Statue betrachtete er die Gegenstände vor sich.

Auf dem zweiten Regalboden blitzten metallische Geräte im Kerzenschein: vier unterschiedliche Messer mit eigenartig gebogenen Klingen; fünf Skalpelle verschiedener Größe, Länge und Form; zwei Sägen, eine mit solidem Blatt, die andere wie für Laubsägearbeiten, nur größer; verbogene

Nadeln, wie er sie vom Zahnarzt kannte; Zangen, wie er sie aus keinem Werkzeugkoffer kannte; Scheren, mit denen man wohl auch Knochen zerteilen konnte, aber auch zwei kleine, feine Bohrer. Alle bestanden sie komplett aus silbrig funkelndem Metall, inklusive der Griffe.

Als hätte ein Chirurg seine Instrumente für eine Operation vorbereitet.

Seine Fesseln schienen ihm mit einem Mal noch enger.

Solveig stülpte die Kapuze über den Kopf und stieg aus dem Auto in den Nieselregen. Die Uniformierten hatten die kleine Wohnstraße mit den üppig frühlingsgrünen Bäumen an beiden Enden abgesperrt. Etwa auf halber Höhe stand ein Rettungswagen mit Blaulicht. Dahinter ein schwarzer Range Rover der Sorte »Mach mich nicht schmutzig, ich mach dich wichtig«. In den tragbaren Stuhl aus dem Rettungswagen passte der Prügel in zu engem schwarzem Anzug kaum. Neben ihm standen zwei Polizisten und ein Sanitäter. Am Steuer des Range Rovers saß ein schmalerer Typ. Ebenfalls schwarzer Anzug. Hemdkragen zwei Größen zu weit. Die zwei passten zusammen. Der Notarzt maß seinen Blutdruck. Zwei Polizisten untersuchten den Wagen. Solveig begrüßte sie.

»Roman Sontewitsch«, sagte deren Chef und nickte zu dem Kerl im Stuhl, »Leibwächter. Und«, mit einem Fingerzeig zu dem Range Rover, »Emil Kareike, Chauffeur.«

Solveig wandte sich an den Leibwächter.

»Was ist geschehen?«

Der Mann musterte sie, versuchte aufzustehen, kippte zurück. Schnaufte.

»Weiß nicht«, sagte er. »Wir waren unterwegs zu einem Termin, als wir uns plötzlich schlecht und schummrig fühlten. Alfred Müller kollabierte. Emil fuhr an den Rand, ich wollte die Rettung rufen. Dann kann ich mich an nichts mehr erinnern. Bis ich vor ein paar Minuten aufgewacht bin. Alfred Müller war verschwunden, Emil noch bewusstlos. Da habe ich die Polizei und den Rettungsdienst gerufen.«

Solveig warf dem Polizisten einen fragenden Blick zu.

»Alfred Müller?«

Der Uniformierte zeigte ihr ein Bild auf seinem Handy.

»Geschäftsmann, scheint's.«

Ein gebräunter Mittfünfziger mit scharfen Zügen, wahrscheinlich Marathonläufer mit Personal Trainer, dachte Solveig, in perfekt sitzendem Anzug und mit angegrautem Haar, nach hinten gekämmt und Löckchen über dem Hemdkragen im Genick.

»Wozu braucht Herr Müller einen Leibwächter?«, fragte Solveig den Mann im Stuhl.

»Herr Müller ist sehr wohlhabend«, erklärte Sontewitsch.

»Hat er nicht genug Vertrauen in seine Geschäftspartner?«, wollte Solveig wissen. »Oder Angst vor Entführung und Lösegelderpressung?«

Der Leibwächter verzog das Gesicht.

»Wann ist das Ganze passiert?«, wollte Solveig wissen.

»Gegen zwölf Uhr mittags«, sagte Sontewitsch.

Solveig konsultierte ihr Telefon.

»Fast vier Stunden. Inzwischen kann Müller sonst wo sein.«

Mit einem Ruck durchtrennte er das letzte Klebeband um seine Fußknöchel. Richtete sich auf, rollte die freien Handgelenke, das Genick. Er musste pinkeln, doch hier drin gab es keine Toilette. Er tastete sich ab. In der inneren Brusttasche seines Jacketts fehlte das kleine Portemonnaie mit den Kreditkarten. Die Patek an seinem Handgelenk war noch da. Sie zeigte kurz nach vier Uhr. Nachmittag? Wahrscheinlich.

Was war das hier?

Die chirurgischen Instrumente hatten beim ersten Anblick sein Herz für einen Moment zum Stillstand gebracht. In seinen Fesseln waren ihm die schlimmsten Bilder in den Kopf gekommen, was man ihm damit antun könnte. Dann hatten sie ihm gute Dienste bereitet. Er massierte seine Handgelenke. Eines der Messer steckte er in sein Jackett. Man wusste nie. Dann nahm er die Kerze von dem umgekippten Eimer und ging den Raum

ab. Beton, ein paar feine Risse, graugrüner Schimmel, brauner Schwamm. Eine schwere Eisentür. Er drückte dagegen. Da bewegte sich nichts. Er schlug dagegen. Es klang dumpf und dick. Noch einmal drehte er eine Runde. Im Regal fand er weiter oben ein paar Packungen mit Kerzen und Streichhölzern. Das Licht würde ihm nicht so schnell ausgehen. Er hielt die Kerze höher, um die Decke abzusuchen. Keine Öffnungen. Ging noch einmal den Raum ab. In einer Ecke gegenüber der Tür blitzte etwas im Kerzenschein. Er hob die Kerze noch höher. Da war etwas.

»Was soll der Scheiß? Was wollen Sie?«

Auf dem Bildschirm wirkten Alfred Müllers Gesichtszüge im flackernden Kerzenlicht auf Solveig noch schärfer. Von dem Raum dahinter war nicht viel zu sehen.

»Lassen Sie mich raus! Nennen Sie die Summe, wird bezahlt!«

Er hob die Kerze höher zu der Kamera, die in einem oberen Eck des Raumes angebracht sein musste.

»Scheiße, hallo? Ich muss pissen! Ich habe Hunger! Und Durst! Und Kopfschmerzen!«

Jürgen Hartlandt stellte die Onlineübertragung auf stumm, während das Bild weiterlief. Er wandte sich an die zwei Dutzend Beamten, die sich in dem Besprechungsraum versammelt hatten.

»Alfred Müller«, erklärte er. »Wurde heute Mittag in Berlin entführt. Dieser Videostream tauchte etwa zwei Stunden später online auf. Wir erlangten gegen sechzehn Uhr davon Kenntnis. Quelle noch unbekannt, läuft über Anonymisierungsnetzwerke. Unsere IT sitzt dran.«

Der Polizeipräsident persönlich leitete den Fall. Der Entführte musste ein wichtiger Mann sein.

»Alfred Müller ist Gründer und Leiter der TrippleZ-Unternehmensgruppe«, erläuterte Hartlandt und projizierte ein großes Porträt neben die Übertragung aus dem Internet, auf der derselbe Mann sich im Kerzenschein ratlos in seinem Verlies umsah. »Er scheut die Öffentlichkeit«,

fuhr Hartlandt fort, »und ist deshalb wenig bekannt. Aber reich. Mutmaßlich eineinhalb Milliarden Vermögen.«

Und dann ist er mit einem einzigen läppischen Leibwächter unterwegs?, fragte sich Solveig.

»Verheiratet, eine Tochter aus erster Ehe. Teams sind bereits in seiner Villa, in seinem Büro und bei seiner Ex-Frau. Noch gibt es keine Lösegeldforderungen. Oder andere Formen der Kontaktaufnahme.«

»Wir wissen also nicht, ob es sich um eine Entführung wegen Lösegeldes handelt?«, fragte Solveig.

»Nein«, sagte Hartlandt. »Könnte auch andere Motive geben. Vorerst müssen wir allen Möglichkeiten nachgehen.«

Hinter ihm studierte Müller einen Eimer in seiner Hand.

»Solveig«, hörte sie Hartlandt ihren Namen sagen. »Du übernimmst das. Du berichtest an mich.«

Alle Augen richteten sich auf Solveig.

»Alfred Müller muss wichtige Freunde haben«, stellte sie fest.

»Die wollen wir nicht als Feinde haben«, sagte Hartlandt.

Der Großteil der Ermittler hatte den Raum mit Hartlandt verlassen. Solveig war mit einer Handvoll geblieben. Vor der Projektionswand hatte sich Emilia Sundt aufgepflanzt, eine entschiedene Mittvierzigerin in angerissenen Jeans und mediterraner Sommertunika.

»Bis vor zehn Jahren war Alfred Müller ein kleiner Unternehmensberater«, erklärte sie und blendete ältere Bilder des Mannes ein. »Er entwickelte Steuersparmodelle für Selbstständige und Mittelständler. Scheinfirmen, Offshore-Gesellschaften und so weiter.«

»War mir auf den ersten Blick sympathisch, der Typ«, murmelte Solveig. »Vor zehn Jahren. Da war ...«

»Der große Blackout. Genau. Und mit dem begann Alfred Müllers Aufstieg.«

Weitere Bilder. Verwüstete Supermärkte. Die Flüchtlingslager. Verlassene

Krankenhäuser. Rauchsäulen über Städten. Massengräber. Straßenschlachten. Warteschlangen vor Essensausgaben, die sich um mehrere Häuserblöcke wanden.

Emilia Sundts Stimme drang an ihr Ohr: »Wir erinnern uns.«

»Ungern«, hörte Solveig einen älteren Kollegen hinter ihr. Für einen Moment übernahm erinnerungsvolle Stille den Raum.

»Entgegen den naiven allgemeinen Erwartungen«, fuhr Sundt fort, »dauerte es Wochen, teils Monate, bis wieder ein einigermaßen normales Leben möglich war. Über zwei Millionen Menschen sind europaweit gestorben, alle Just-in-time-Lieferketten, ob für Industrie oder Lebensmittel, waren oft noch monatelang lahmgelegt.«

Und noch mehr Bilder. Verparkte Autobahnen, nachdem gleich zu Beginn des Stromausfalls praktisch alle Tankstellen ausgefallen waren. Züge, die mitten auf der Strecke liegen geblieben waren und alles blockierten. Leere Fabrikhallen.

»Die Kapitalmärkte brachen ein, die Notenbanken druckten wieder einmal Geld, die Staaten verschuldeten sich, soweit sie dazu noch in der Lage waren, um mit Abermilliarden Unternehmen zu stützen, Sonderförderungen, Überbrückungs- und Kurzarbeitergelder zu bezahlen.«

Die dazugespielten Bilder brachten Solveig zurück zu den dramatischen Tagen. Als Jungpolizistin in Ausbildung hatte sie die Katastrophe in Berlin hautnah miterlebt. Die Schlägereien um das Essen, die Häuser, die brannten, weil verzweifelte Menschen während der eisigen Wintertage in ihren Wohnungen Feuer entzündet hatten. Die Angriffe hungriger und wütender Bürgerinnen und Bürger auf Rathäuser, sogar den Bundestag, Ministerien und das Kanzleramt. Die Toten in den Krankenhäusern, denen nach einigen Tagen Notstrom, Wasserversorgung, Lebensmittel- und Medikamentennachschub ausgegangen waren. Dann nach dem Blackout ... als die enttäuschte Bevölkerung teils wochenlang auf die Wasserversorgung und erste Lieferungen an Supermärkte hatte warten müssen. Millionen hatten ihre Arbeitsplätze verloren. Erneut Demonstrationen und Unruhen.

Aus dem übrigen Europa waren ähnliche Bilder gekommen, manche hatte

es noch schlimmer erwischt, ein Fünftel der Niederlande etwa war überflutet gewesen, weil die Pumpen, die seit Jahrzehnten das Grundwasser fernhielten, ausgefallen waren. In den USA hatte es nicht viel besser ausgesehen, obwohl der Blackout dort einige Tage später eingesetzt hatte. Von dort war keine Hilfe zu erwarten gewesen. Im Gegenteil, bald hatte jedes einzelne Land mit allen Mitteln versucht, von den neuen Freunden aus China, Russland, dem Nahen Osten und Afrika möglichst viele Hilfsmittel für sich selbst zu ergattern.

»Auftritt Alfred Müller«, riss Sundt sie aus ihren Erinnerungen. »In den Monaten und Jahren nach dem Blackout gaben die Staaten für den Wiederaufbau der Wirtschaft eine Unsumme aus. Während allein in Deutschland Dutzende Millionen wirtschaftliche Existenzen vernichtet worden waren und große Teile der Bevölkerung noch jahrelang unter den Folgen des Blackouts litten, wurde Müller binnen weniger Jahre zu einem der erfolgreichsten und vermögendsten Investoren des Landes. Frei nach Winston Churchill oder wem auch immer: ›Never waste a good crisis‹ – lass niemals eine Krise ungenutzt.«

»Woher hatte er das Geld?«, fragte Solveig.

»Wie das so ist: Banken, andere Investoren, vermögende stille Partner«, erklärte Sundt. »Selbst blieb er lieber im Hintergrund, war aber immer und überall gern gesehen.«

Sie spielte Fotos von Müller mit Prominenten aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ein. Zuletzt eines mit einer hübschen Frau und einem kleinen Mädchen.

»Privat lief es nicht so gut. Oder schon – wie man es sieht. Vor sechs Jahren ließ er sich scheiden. Und heiratete gleich wieder.«

Beatrice Vullensteyn-Müller war eine glamouröse und jüngere Ausgabe ihrer Vorgängerin. Mit der Ehefrau hatte Müller auch das Domizil gewechselt. Die zwei bewohnten eine historische Villa mit weitläufigem Seepark im Grunewald.

Sie empfing Solveig in jenem Salon, über dessen hintere Hälfte sich Solveigs Kolleginnen und Kollegen mit ihrer Ausrüstung verteilt hatten. Beatrices Assistentin, eine sehr schlanke junge Frau mit sehr geradem Rücken in einem Kostüm, die Solveig hereingeführt hatte, zog sich dezent zu einer der Prunktüren des Salons zurück. In einer großen Sofagruppe lungerte eine junge Frau, die Solveig sofort als Müllers Tochter aus erster Ehe erkannte.

»Franziska«, stellte Beatrice ihre Stieftochter vor. »Sie ist ...«

»Ich weiß«, sagte Solveig sanft und reichte dem Mädchen die Hand.

»Wissen Sie schon etwas?«, fragte Franziska.

»Tut mir leid.«

Sie setzten sich. Lautlos war neben Solveig ein Dienstmädchen erschienen und fragte, ob sie etwas trinken wolle.

Solveig brauchte nichts.

»Franziska hat eigentlich gerade ihre wöchentlichen ...«

»Ich kann selbst reden«, unterbrach Franziska sie unwirsch. »Eigentlich sollte ich noch die nächsten zwei Tage hier übernachten. So wie jede Woche.«

»Du kannst gern bleiben«, warf Beatrice ein, »das weißt du.«

»Ja«, erwiderte das Mädchen wenig begeistert.

»Hast du mit deiner Mutter gesprochen?«, fragte Solveig.

»Musste ich wohl«, erwiderte Franziska.

War wohl weder als Tochter noch als Stieftochter einfach, die Gute, dachte Solveig. Sie wandte sich an Beatrice.

»Ich würde gern die Räumlichkeiten Ihres Mannes sehen.«

Beatrice erhob sich.

»Selbstverständlich. Bitte folgen Sie mir.«

Solveig wollte nur einen Eindruck gewinnen. Die Führung durch das Anwesen dauerte zwanzig Minuten. Über Geschmack konnte man streiten.

»Schön haben Sie es hier«, stellte Solveig in einem der oberen Salons fest. »Ist das Ihr Hauptwohnsitz?«

»Wir haben mehrere Häuser, zwischen denen wir pendeln. An der Côte, in

Gstaad und auf St. Barth.«

Innerhalb von zehn Jahren. Müller musste wirklich gute Geschäfte gemacht haben.

»Ihnen ist klar, dass ich einige Fragen stellen muss«, sagte Solveig.

»Natürlich«, erwiderte Beatrice.

»Da es noch keine Lösegeldforderungen gibt, ermitteln wir derzeit in alle Richtungen. Haben Sie Einblicke in die Geschäfte Ihres Mannes?«

»Gar nicht. Ich bin Innendesignerin.«

»Irgendwelche Auffälligkeiten in letzter Zeit? Anderes Verhalten?«

»Ich habe nichts bemerkt.«

Was nichts heißt, dachte Solveig.

»Sind Sie Ihrem Mann treu? Und er Ihnen?«

Ohne Pause: »Ja und ja. Zumindest habe ich keinen Grund, Gegenteiliges anzunehmen.«

Sie kehrten in den Salon zu Franziska und den Kolleginnen und Kollegen zurück. Das Mädchen wischte und tippte auf seinem Telefon. Solveig schielte auf dessen Bildschirm. Zum Glück verfolgte sie nicht den Stream, in dem ihr Vater zu sehen war.

»Und? Bleibst du heute hier?«, fragte Solveig.

Ohne aufzusehen, zuckte Franziska mit den Schultern.

»Denke schon.«

»Ist dir in letzter Zeit an deinem Vater irgendetwas aufgefallen?«

»Nein. Hab ich Ihren Kollegen schon gesagt. War derselbe Arsch wie immer.«

»Franziska!«, fuhr Beatrice sie an.

»Es ist für alle gerade eine ziemlich schwierige Situation«, versuchte Solveig sie zu beruhigen. Sie wollte sich verabschieden, als sie aus den Augenwinkeln Franziskas Handyscreen sah.

Der Stream. Franziskas Vater lehnte gekrümmt an der Wand, hielt sich den Bauch.

»Du solltest das nicht ansehen«, sagte Solveig.

Jetzt blickte Franziska sie spöttisch an.

»Sie klingen wie meine Mutter.« Ein Nicken in Richtung Beatrice. »Oder die da.«

Beatrice atmete tief durch, verbiss sich jedoch eine Antwort.

Dann wischte Franziska die Übertragung aber doch von ihrem Schirm. Wenigstens für den Augenblick. Solveig verstand die Faszination. Oder auch das Bedürfnis. Sie wusste nicht, wie sie handeln würde.

»Danke, dass Sie Zeit für mich hatten«, sagte Solveig und reichte Beatrice die Hand. »Die Kolleginnen und Kollegen hier bleiben bereit.« Sie winkte den Genannten zu, rief einen kurzen Gruß.

»Danke«, sagte Beatrice. Unbemerkt war die junge Frau im Kostüm zu ihnen getreten.

»Ich bringe Sie hinaus«, sagte sie zu Solveig.

Die Krämpfe in seinem Bauch und After wurden unerträglich. Doch hier drin gab es keine Toilette. Nur dieses Regal mit den Instrumenten, Kerzen und Streichhölzern. Und diesen Eimer. Kein Toilettenpapier. Kein Wasser. Zur Not musste er sein Stecktuch verwenden. Oder die Unterhose. Noch einmal blickte er sich um. Eine letzte Hoffnung. Das Regal war fast raumhoch, er konnte nicht auf die beiden obersten Ebenen sehen. Er humpelte hinüber, rüttelte daran. Es war in der Wand verankert. Hatte das einen Sinn? Mit letzter Beherrschung stieg er an der Kante des Regals auf die nächsten Fächer, bis er auf das oberste blicken konnte.

Da lag etwas. Alte Taschenbücher. Papier! Mit einer Hand wischte er sie hinunter. Stieg rasch hinab. Nur flüchtig achtete er auf die Titel: *Überleben. Im Canyon*. Kannte er nicht. *Blackout*. Hatte er nicht gelesen. Wozu auch, er hatte es erlebt. Er riss ein paar Seiten aus *Überleben* und eilte zu dem Eimer. Noch ein Blick auf die Kamera. Bis jetzt hatte niemand auf sein Geschrei reagiert. Ob da überhaupt jemand zusah?

Müller zog blank. Was sollte er sonst tun, dachte Solveig vor ihrem Laptop, auf dem sie die Szene verfolgte. Zum Glück hatte sie längst zu Abend

gegessen. Zwei verschrumpelte Gurken, die sie im Kühlschrank gefunden hatte. Ein Bier, an dem sie nippte. Müller erledigte sein Geschäft vor den Augen der Welt. Die Entführung eines der reichsten Deutschen und seine live gestreamte Gefangenschaft waren inzwischen internationale Nachrichten. Auf den sozialen Medien überschlugen sich die Kommentare und Spekulationen. Solveig vermied es, sie zu lesen. Sie musste an Franziska denken.

Die Bücher hatte sie bis dahin auch nicht gesehen. So weit hatte das Kerzenlicht nicht gereicht. Falls Müller die Kerzen ausgehen ließ – oder sie ihm ausgingen –, würden sie gar nichts mehr sehen. Die Kameraauflösung war zu schlecht, um die Titel zu erkennen. Solveig rief den Nachtdienst in der Einsatzzentrale an.

»Gebt mir jemanden von der Technik«, forderte sie. Sie wurde durchgestellt.

»Konntet ihr die Buchtitel entziffern?«

Müllers Entführer hatten genau überlegt, womit sie sein Verlies ausgestattet hatten. Die medizinischen Instrumente. Der Eimer. Kerzen, Streichhölzer. Damit er etwas sehen konnte. Nein – damit Millionen Voyeure auf der ganzen Welt etwas sehen konnten. Und nun die Bücher.

Ebenso genau hatten sie bedacht, was sie ihm vorenthielten: Getränke, Nahrungsmittel. Eine Toilette. Eine Matratze oder Decke.

»Einen Augenblick«, sagte die Stimme in ihrem Telefon.

Müller hatte sein Geschäft erledigt und verwendete die Buchseiten, um sich zu säubern. Zog die Hose wieder hoch. Wischte sich nach kurzer Ratlosigkeit angeekelt die Hände daran ab. Stellte den Eimer in die gegenüberliegende Ecke. Gegen den Geruch würde das wenig helfen.

Er stemmte die Arme in die Seiten, blickte sich um. Besann sich der Bücher. Hob sie auf und trug sie zur Kerze.

Im selben Augenblick bekam auch Solveig die Antwort des Technikers: »Ja. Das, aus dem er die Seiten gerissen hat, heißt *Überleben*. Autor ist ein gewisser Piers Paul Read.«

Solveig tippte gleich in der Onlinesuchmaschine mit.

»Das zweite heißt *Im Canyon: Fünf Tage und Nächte bis zur schwierigsten Entscheidung meines Lebens*. Von Aron Ralston. Das dritte heißt *Blackout*. Marc Elsberg.«

»Okay, danke! Schönen Abend noch.«

Für alle drei Titel hatte die Suchmaschine bereits Ergebnisse ausgespuckt.

Überleben.

Am 12. Oktober 1972 stürzt eine Chartermaschine mit einem uruguayischen Rugbyteam sowie deren Freunden und Angehörigen an Board mitten in den schneebedeckten Gipfeln der Anden ab. 3 657 Meter über dem Meeresspiegel müssen die Überlebenden den Kampf gegen den Tod aufnehmen – ohne Nahrungsmittel und ohne Hoffnung auf Hilfe.

Solveigs Nackenhaare stellten sich auf. Sie kannte die Geschichte. Vor Jahren hatte sie im Fernsehen die Verfilmung gesehen.

Ohne Nahrungsmittel. Wie Müller.

Sie müssen eiskalte Temperaturen und tödliche Lawinen überstehen, um dann zu erfahren, dass die Suche nach ihnen aufgegeben wurde. Daraufhin wagen drei von ihnen den lebensgefährlichen und heimtückischen Abstieg, um doch noch Hilfe zu finden. Währenddessen müssen die Zurückgebliebenen eine unfassbare Entscheidung treffen, um das eigene Überleben zu sichern ...

Die Zurückgebliebenen hatten nach und nach die Toten gegessen, um nicht zu verhungern, erinnerte sich Solveig.

Das zweite Buch: *Im Canyon*.

Es sollte eine normale Bergtour werden, doch plötzlich fand sich Aron Ralston in der Falle: eingeklemmt zwischen einem 500 Kilo schweren Felsbrocken und einer Canyonwand. Ohne Hoffnung auf Rettung, weil niemand wusste, wo er war ... Nach fünf Tagen und Nächten voller Angst und Verzweiflung griff der 28-jährige zu einer drastischen Maßnahme: Mit einem Taschenmesser amputierte er seinen eigenen Arm und rettete so sein Leben ...

Solveigs Magen zog sich zusammen. Fiel nur ihr dazu sofort das Chirurgenbesteck in Müllers Keller ein?

Den dritten Titel kannte sie.

An einem kalten Februartag brechen in Europa alle Stromnetze zusammen. Der totale Blackout. Der italienische Informatiker Piero Manzano vermutet einen Hackerangriff und versucht, zu den Behörden durchzudringen – erfolglos. Als Europol-Kommissar Bollard ihm endlich zuhört, werden dubiose E-Mails auf seinem Computer gefunden. Selbst unter Verdacht wird Manzano eins klar: Ihr Gegner ist ebenso raffiniert wie gnadenlos. Unterdessen liegt Europa im Dunkeln, und die Menschen stehen vor ihrer größten Herausforderung: Überleben.

Der Autor schilderte den großen Blackout vor zehn Jahren in Romanform, mit einigen realen Figuren. Wie Jürgen Hartlandt, heute Polizeipräsident von Berlin. Vieles darin hatte Solveig so ähnlich erlebt. Manches nicht ganz so dramatisch. Anderes noch schlimmer. Wozu Menschen in der Not fähig waren ... Alles konnte man wohl nicht in Bücher schreiben, hatte sie beim Lesen gedacht. Die Erfahrungen während des Blackouts als blutjunge Polizistin hatten sie vielleicht zu früh zu hart gemacht.

Nun war die Frage, wozu Menschen ohne Not fähig waren. Und warum. Sie rief Hartlandt an.

»Was Neues?«, fragte er grußlos.

Sie schilderte ihm ihre Entdeckung.

»Nicht dein Ernst«, sagte er.

»Fast zwölf Stunden jetzt«, sagte sie. »Und noch immer keine Lösegeldforderung.«

Solveig starrte auf ihren Bildschirm, wo Müller begonnen hatte, im Kerzenschein die Seiten zu überfliegen.

Solveig fuhr hoch. Der Bildschirm ihres Laptops war schwarz. Sie war darüber eingeschlafen. Sie deaktivierte die Ruhefunktion. Im Stream war vor einer Wand nur der schwache Schein der fast abgebrannten Kerze zu sehen. An der gegenüberliegenden Wand war Müllers zusammengerollte Silhouette mehr zu erahnen, als zu sehen. Solveig beeilte sich, ins Bett zu kommen, und Minuten später schlief sie wieder ein.

Tag 2

Auf dem schwarzen Bildschirm sah Solveig einen Lichtschein aufblitzen, dann beleuchtete orangefarbenes Flackern Müllers Gesicht diabolisch. Er zündete eine neue Kerze an.

»Das war heute früh«, erklärte ihr die Kollegin der Nachtschicht. Sie blendete stattdessen wieder den Livestream ein. Müller saß an die Wand gelehnt und blätterte durch die Bücher.

»Habt ihr schon eine Spur?«, fragte Solveig die IT-Leute.

»Bis jetzt nicht«, antwortete einer. »Der Ursprung des Streams verliert sich im Anonymisierungsnetzwerk TOR. Einige von dessen Einwahlknoten werden zwar von Geheimdiensten betrieben, aber bislang haben wir aus dieser Richtung keine Hinweise oder Informationen bekommen.«

»Zwanzig Stunden«, sagte Solveig. »Er muss inzwischen sehr hungrig und durstig sein.«

Sie dachte an die Bücher, in denen Müller blätterte. »Wie lange hält ein Mensch ohne Flüssigkeit und Nahrung durch?«

»Ohne Nahrung Wochen«, erwiderte Hartlandt. »Je nach Verfassung. Müller betreibt Triathlon. Dadurch ist sein Körperfettanteil extrem gering, und er hat keine Fettreserven. Da kann es schneller gehen. Aber das Wichtigere ist die fehlende Flüssigkeit.«

»Bis jetzt wurde er mit nichts versorgt. Etwa drei bis fünf Tage, sagt man, oder?«

Hartlandt nickte.

Auf dem Bildschirm hatte sich Müller aufgerichtet. Mit der Kerze in der Hand stellte er sich unter die Kamera.

»Also noch einmal: Was soll der Scheiß?! Liefert eure Forderungen! Ich zahle! Und dann lasst mich raus! Verdammt! Bringt mir wenigstens etwas zu trinken und zu essen! Ich habe seit fast vierundzwanzig Stunden nichts zu mir

genommen! Wenn ich hier krepriere, bekommt ihr gar nichts!«

»Woher weiß er in der Dunkelheit, wie lange er schon drin ist?«, fragte ein IT-Mann.

»Sein linkes Handgelenk«, erklärte Solveig. »Er trägt eine Armbanduhr.«

Wütend wartete Müller unter der Kamera auf eine Reaktion. Schließlich setzte er sich wieder an seinen Platz.

Nahm das *Blackout*-Buch zur Hand.

»Warum ausgerechnet diese drei Bücher?«, überlegte Solveig. »Hat die Geschichte mit dem Stromausfall damals zu tun?«

»Danach begann sein Aufstieg«, bemerkte Hartlandt.

»Ich rede noch einmal mit Sundt.«

»Ich habe dir Müller noch einmal genauer aufbereitet«, sagte Emilia Sundt. Den Bildschirm ihres Laptops überzog ein Gewirr von Linien und Kästchen mit Namen. »Das ist eine Übersicht über sein Firmenimperium. Stiftungen, Unternehmen, dazu Hunderte Briefkastenunternehmen von der Schweiz über Dubai bis Delaware. Das Übliche im Investorengeschäft.«

»Damit man die Geschäfte verschleiern, die Investoren geheim halten, Steuern hinterziehen und Schwarzgeld waschen kann?«

»Wenn du das öffentlich sagst, verklagt dich Müller«, meinte Emilia Sundt. »Das machen nicht wenige solcher Herrschaften gern. Deshalb sieht, hört und liest man auch nicht viel über ihre Geschäfte.«

»Und von welchen erfuhr man bei Müller?«

»Es gibt zwei Vorfälle, für die Müller sogar verurteilt wurde. Aber das waren vergleichsweise kleine Vergehen, die nur mit Bewährungsstrafen geahndet wurden. Die sind Jahre her und damit erledigt. Deshalb verklagt Müller alle, die das auch nur erwähnen. Er wollte sogar erreichen, dass sämtliche Links zu den damaligen Berichten aus den Suchmaschinen entfernt werden.«

»Worum ging es da?«

Emilia Sundt rief einen Artikel auf.

»Der Fall Sill-Metall? Erinnerst du dich?«

»Hilf mir.«

»Großer deutscher Maschinenbauer. Stand nach dem Blackout, wie so viele andere, vor dem Bankrott. Tausende drohten allein bei Sill-Metall arbeitslos zu werden. Der Staat wollte den Konzern retten, suchte nach Investoren. Alles musste sehr schnell gehen. Müllers Unternehmen bekam schließlich den Zuschlag. Zahlte dreihundert Millionen für ein Unternehmen, das eher drei Milliarden wert war, und kassierte sechshundert Millionen an Förderungen. So weit, so gewöhnlich.«

»Aber?«

»Andere Investoren hatten bis zu einer Milliarde geboten.«

»Und warum bekamen die nicht den Zuschlag? Weniger Arbeitsplatzzusagen? Höhere Förderungsforderungen?«

»Weder noch. Eine Villa in Frankfurt, die einer anderen Gesellschaft von Müller gehörte, ging für drei Millionen an eine Firma, die sie wenige Tage später für vier Millionen an eine Privatstiftung verkaufte. Diese konnte sie wenige Wochen später für neun Millionen weiterverkaufen – an eine Immobiliengesellschaft mit derselben Adresse wie jene, die das Objekt wenige Wochen zuvor für drei Millionen gekauft hatte.«

»Aber nicht dieselbe Gesellschaft?«

Sundt rief die Karte mit dem Linien- und Kästchengewirr auf.

»Nicht dieselbe, aber mit ein paar Umwegen über Briefkastenfirmen, unter anderem in der Schweiz, Luxemburg und dem besonders steuersparenden US-Bundesstaat Delaware hält eine Gesellschaft aus Müllers Reich Mehrheitsanteile an beiden.«

»Müller kauft eine Villa für drei Millionen und wenige Wochen später wieder, diesmal für neun Millionen?«

»Genau. Spannend war diese eine dazwischengeschaltete Privatstiftung, die das Anwesen für vier Millionen kaufte und für neun verkaufte. Deren Hauptbegünstigte war nämlich ein Unternehmen, das – wieder über ähnliche Umwege – der Frau des damaligen Finanzministers Bräuer gehörte.«

»... der die Entscheidung für den Zuschlag für Sill-Metall treffen musste.«

»Und Bräuer war so dumm, privat Notizen darüber anzufertigen, die nach einer Klage des unterlegenen Bieters bei einer Hausdurchsuchung gefunden wurden. Das Gericht verurteilte ihn wegen Vorteilsnahme.«

»Müller und seine Investoren bekommen ein Unternehmen im Wert von drei Milliarden praktisch geschenkt, und für den Minister schauen dabei gerade einmal fünf Millionen heraus? Schlechter Geschäftsmann, könnte man sagen.«

»Na ja, das war das, was man ihm nachweisen konnte.«

»Und Müller kam damit durch?«

»Fast. Bei den involvierten Gesellschaften seiner Gruppe war er selbst nicht operativ tätig. Höchstens mal in einem Bei- oder Aufsichtsrat. Deshalb war er am Schluss nur wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht dran. Das machte in diesem Fall ein paar Monate auf Bewährung, mehr nicht.«

»Und der zweite Fall?«

»Viel komplizierter. Letztlich ging es wieder um besonders günstige Beteiligungen und zweifelhafte Geldquellen. Und um viel größere Summen. Milliarden. Aber der Fall ist insofern interessant, weil dadurch ein paar von Müllers bis dahin anonymen Mitinvestoren bekannt wurden. Nachdem Müller nach dem Blackout ins Geschäft gekommen war, fragten sich bald schon einige, woher eigentlich das viele Kapital stammte, das er investierte.«

»Von Banken?«

»Auch. Aber nicht nur. Darunter sind auch Spitzenfußballer und ehemalige Rennfahrer, Klinikbesitzerinnen, Erben, Unternehmer, erfolgreiche Vermögens- und Steuerberater und Wirtschaftsanwälte. Und dann ist da noch die ganze internationale Klientel mit Vermögen aus oft zweifelhafter Quelle.«

Emilia Sundt rief mehrere Porträts auf.

»Der hier ist ein bekannter russischer Oligarch, der bei zahlreichen Unternehmen Müllers Beteiligungen hält; ein israelisch-schweizerischer Rohstoffhändler; ein nigerianischer Prinz, dessen Vater ein paar Jahre Wirtschaftsminister und zuständig für Ölförderungs- und -verarbeitungslizenzen war; ein brasilianischer Bau-Tycoon und ein Mischkonzernerbe aus Singapur, geschätzte Vermögen jeweils mehrere

Milliarden. Das waren nur ein paar. Denen gehören ganze Straßenzüge in Londoner Nobelbezirken und eigene Karibikinseln. Bei denen ist das richtige Geld zu Hause. Dagegen sind die paar Dutzend Millionen eines Fußballers oder auch Hunderte Millionen an hinterzogenen Steuern eines deutschen Mittelständlers Peanuts. Und das waren jetzt nur die zwei Fälle, für die Müller tatsächlich vor Gericht musste. Frag nicht, was alles nicht ans Licht kam.«

Sie blendete weitere Gesichter ein, nannte Namen und Funktionen. Einige davon erkannte Solveig.

»Das sind Müllers bekanntere Freundinnen und Freunde«, erklärte Emilia. »Ein Who's who der deutschen Politik und Wirtschaft.« Sie nannte acht Ex-Bundesministerinnen und -minister, zwölf ehemalige Landesministerinnen und -minister, diverse ehemalige Staatssekretäre, Abgeordnete, Bürgermeister und hohe Beamte sowie diverse führende Manager, die anschließend Vorstände, Aufsichtsräte oder hoch dotierte Berater in Müllers weitverzweigtem Unternehmenskonglomerat gewesen waren oder immer noch waren. »Sie sorgen für die geölten Verbindungen an wichtigen Stellen.«

Solveig studierte den Bildschirm.

»Haben diese Leute denn kein Problem damit, im selben Boot mit kriminellen Oligarchen, menschen Schlachtenden Despoten und ausbeuterischen Rohstoffhändlern zu sitzen?«, fragte sie.

Emilia lächelte sie mitleidig an.

»Jeder möchte sein Stück vom Kuchen.«

»Und bei diesem Kuchen sind selbst kleine Stücke vergleichsweise groß«, verstand Solveig. »Das läuft doch sicher nicht immer alles reibungslos?«

»Nein. Müller hat immer wieder Prozesse mit ehemaligen Geschäftspartnern laufen. Doch bis heute hat er noch nie verloren oder sich nicht außergerichtlich einigen können.«

»Finden wir da vielleicht ein Motiv? Gibt es etwas Aktuelles?«

»Gerüchte.«

Müllers Ex-Frau Arlene wohnte in einer geräumigen Neubauwohnung in Schöneberg. Sie saß mit Solveig im Wohnzimmer, in dem auch die Beamten darauf warteten, ob sich im Fall Müller etwas tat. Arlene Müller hatte kein Festnetztelefon mehr. Aber jemand sollte jederzeit bei ihr sein, falls sich die Entführer bei ihr meldeten. Wofür es wenig Gründe gab. Aber man wusste nie.

»In unserem Haus wollte ich nach der Scheidung nicht bleiben«, erklärte sie. »Von dem Geld aus dem Hausverkauf habe ich die Wohnung gekauft und den Rest angelegt. Außerdem zahlt Alfred Unterhalt für Franziska. Und für mich auch. Ich kann mich nicht beklagen.«

Sie hatte kein Motiv, wollte sie damit gleich deutlich machen. Ihr Ex wohnte auf einem Zwanzig-Millionen-Anwesen, sie in einer besseren Mittelschichtwohnung – und sie konnte sich nicht beklagen? Warum waren Frauen immer so? Auf Solveig wirkte sie fahrig.

»Ich weiß, Sie wurden schon gefragt, aber ich muss noch einmal nachhaken. Hatten Sie in letzter Zeit Kontakt zu Ihrem Mann, und wenn ja, ist Ihnen dabei irgendetwas aufgefallen? Oder hat er etwas gesagt?«

»Unser persönlicher Kontakt beschränkt sich auf Franziskas Geburtstag. Dazwischen telefonieren wir manchmal, meistens wegen Zis.«

»Zis?«

»Fran-zis-ka. Dann besprechen wir ihre Schulprobleme, Urlaub, den üblichen Kram. Nein, da war nichts Auffälliges. Gesagt hat er auch nichts.«

»Sonst irgendetwas, das uns vielleicht weiterhelfen könnte?«

»Keine Ahnung. Am ehesten seine Geschäfte, denke ich?«

Sein Hals fühlte sich so staubig an wie der Boden. Die Kerzenflamme schien die Luft noch weiter auszutrocknen und regelrecht einzudicken. Seine Eingeweide wollten sich selbst auffressen. Immerhin war es in dem Raum inzwischen nicht mehr so kühl. Im Gegenteil. Die Wärme von Kerzenflammen werde unterschätzt, hatte er einmal irgendwo gelesen. Und dann war da noch sein Körper, der die Luft aufheizte. Mittlerweile war seine

Haut von einer feinen Schweißschicht überzogen. Was ihn noch durstiger machte. Das Jackett hatte er ausgezogen und damit den Eimer zugedeckt. Gegen den Gestank half das wenig. Die oberen zwei Hemdknöpfe hatte er geöffnet. So stand er wieder einmal vor der Kamera.

»Was ist da draußen los?«

Er brüllte nicht. Diesmal wollte er es mit Ruhe versuchen.

»Wenn das hier irgendjemand sieht ... Ich bin bereit zu zahlen. Verstanden? Sie können das den Verantwortlichen bei TrippleZ sagen. Ich zahle. Und Sie lassen mich raus. Auch an die Polizei und die Behörden, falls Sie das zu sehen bekommen. Ich weiß, man will Entführern nicht nachgeben, weil sie das nur ermutigt. Aber ich will hier raus. Also verzögern Sie die Sache nicht.«

Er stemmte die Arme in die Seiten. Schwieg für ein paar Sekunden, als erwartete er eine Antwort. Oder dachte nach.

»Wollen Sie etwas anderes als Geld? Dann müssen Sie mir sagen, was das ist. Wir können über alles verhandeln. Aber dazu müssen Sie mit mir reden.«

»Das war heute Vormittag«, sagte Solveig zu Leonhard Dönnicken. Dessen Büro wies viel Stahl und schwarzes Leder und Glas auf, wie aus einem Neunzigerjahrefilm. Dönnicken selbst steckte in einem ähnlich teuren Anzug wie Müller, ein paar Kilo zu viel, dafür ohne Schlips.

»Ihr Chef ist bereit, Dinge zu erzählen«, sagte Solveig. »Er weiß nicht, dass die ganze Welt ihm zuhört.«

Dönnicken schien unbeeindruckt.

»Wenn er etwas erzählen wollte, würde er das tun«, erwiderte er.

»Sie sind Geschäftsführer der TrippleZ. Hat er denn etwas zu erzählen?«, fragte Emilia Sundt.

»Ich wüsste nicht«, sagte Dönnicken. »Wissen Sie was? Ich habe keine Ahnung, worauf das Ganze hinauslaufen soll, aber Sie sollten versuchen, Alfred Müller zu finden, und zwar mit allen Mitteln. Und nicht, indem Sie uns hier von der Arbeit abhalten. Wir haben angesichts der Situation ohnehin

genug zu tun. Die Telefone laufen heiß, das können Sie sich vorstellen. Die Medien rennen uns die Türen ein. Schauen Sie da hinunter, vor die Tür!«

Das wusste Solveig, sie und Emilia hatten sich sieben Stockwerke tiefer durch den Pulk vor dem Glaspalast kämpfen müssen.

»Die wollen wissen, wie, was. Und nicht nur die Medien. Gerade hatte ich die Innenministerin dran. Ich soll den Leuten doch wohl nicht erzählen, dass die Polizei ihre Zeit in meinem Büro vertrödelt, statt einen der wichtigsten Investoren Deutschlands zu befreien.«

Vor dem Müller'schen Anwesen im Grunewald drängten sich mittlerweile Dutzende Journalistenteams. Uniformierte Kollegen mussten Solveig erst den Weg freiräumen, bevor sie ihren Wagen durch das schmiedeeiserne Tor über den knirschenden Kies zu der Villa hinter den Bäumen hinauffahren konnte.

Vor dem Haus standen derselbe Oldtimer wie tags zuvor sowie eine Limousine, die Emil Kareike, der Chauffeur, gerade polierte.

Solveig parkte ihren Wagen daneben.

»Schon wieder bei der Arbeit?«, fragte sie ihn.

»Frau Müller braucht mich doch«, erklärte er schüchtern. »Was soll ich denn sonst machen?«

Er ließ die Schultern hängen, als fühlte er sich schuldig an der Entführung seines Arbeitgebers.

»Einen Psychologen aufsuchen, zum Beispiel«, meinte Solveig. »Sie haben eine traumatische Situation erlebt.«

»Vielleicht sollte ich das«, sagte er und widmete sich wieder dem glänzenden Metall.

Das Bild im Salon hatte sich nicht wesentlich verändert. Beatrice und Franziska auf der Sitzlandschaft, Solveigs Kollegen vor ihren Geräten. Solveig wusste, dass es noch immer keine Lösegeldforderung gab.

»Was wollen diese Typen?«, fragte Beatrice aufgebracht. »Alfred versichert denen doch, dass er bereit ist zu zahlen. Sie müssten nur sagen, wie viel und wohin!«

Franziska lag mit ihrem Telefon auf dem Sofa. Tippte. Verfolgte also gerade nicht den Stream. Versuchte die Coole zu geben, doch Solveig erkannte ihre Anspannung.

»Es tut mir leid«, sagte Solveig. »Wir haben den ganzen Tag Spuren verfolgt. Ich wollte noch einmal bei Ihnen vorbeischaun. Sehen, ob Ihnen vielleicht noch irgendetwas eingefallen ist, was uns weiterhelfen könnte.«

Franziska sah auf.

»Nein«, sagte sie. Streckte ihr das Telefon entgegen.

Müller in seinem Verlies. Mist.

»Da drin steckt er nun seit über vierundzwanzig Stunden«, sagte sie. »Ohne Essen, ohne Trinken. Und Sie haben nichts. Wie lang soll mein Vater das aushalten? Wie lange hält ein Mensch das aus? Tun Sie gefälligst etwas!«

»Franziska ...«, hob Beatrice an, doch das Mädchen widmete sich schon wieder ihrem Gerät und ignorierte sie beide.

»Ich war heute bei deiner Mutter«, sagte Solveig.

»Die wird Ihnen auch nicht helfen können«, sagte Franziska, ohne aufzusehen.

»Morgen bist du wieder bei ihr?«

»Weiß noch nicht. Finden Sie meinen Vater!«

Solveig hatte etwas vom Chinesen mitgenommen und schaufelte es an ihrem kleinen Küchentisch gedankenverloren in sich hinein. Auf dem Laptop vor ihr Müller. Er saß an der Wand unterhalb der Kamera, die Kerze neben sich. Ihr Licht war schwach, reichte kaum bis zum Regal und dem Eimer auf der anderen Seite. Solveig sah sein Haar, die Schultern, Hände und Knie. Zwischen den Händen drehte er eines der längeren, spitzen Messer. Auf Solveig wirkte es wie eine Ablenkung. Genauso gut hätte er mit einem Stöckchen hantieren können oder einer Schreibfeder. Irgendetwas, um die Hände zu beschäftigen. Den Geist abzulenken.

Hoffentlich.

Sechsenddreißig Stunden ohne Flüssigkeit und Nahrung. Ihm konnte es

nicht gut gehen.

Deine einzige Mitternachtsgesellschaft ist ein entführter Finanzjongleur, der so allein in seinem Gefängnis sitzt wie du in deiner Küche, dachte Solveig. Dann schüttelte sie den Kopf. Seit Beginn der Geschichte war sie nicht zum Sport gekommen. Vielleicht sollte sie noch eine Runde laufen gehen.

Tag 3

»Immer noch dunkel«, sagte Solveig.

Der Stream. War dunkel gewesen, als sie heute Morgen aufgewacht war. Als sie in der Einsatzzentrale angekommen war, auch.

»Hören wir irgendetwas?«

Eine Technikerin drehte den Ton hoch. Solveig vernahm nur Rauschen.

Die Technikerin wies auf eine Tonspur unterhalb. Weiße Linie auf schwarzem Grund.

»Siehst du diese Ausschläge hier?«

Die Schwingungen waren mal stärker, mal schwächer.

»Das ist Atem«, sagte die Technikerin. »Auf jeden Fall ist eine Person da drin. Und sie lebt.«

Solveig mochte den Typen nicht. Trotzdem wurde etwas in ihr leichter.

Die Projektion zeigte Straßen aus verschiedensten Perspektiven. Verkehr, mal lichter, mal dichter.

»Wir haben sämtliche Verkehrskameras der Umgebung für die entsprechende Zeit geprüft«, erklärte der Kollege. »Nichts Auffälliges.«

Mehr Bilder aus Überwachungskameras.

»Wir haben die gesamte Nachbarschaft auf Kameras abgesucht. Aufzeichnungen überprüft, soweit vorhanden. Nichts.«

Er ließ die Bilder stehen.

»Auch die Befragungen in der Nachbarschaft haben keine Anhaltspunkte ergeben.«

»Am helllichten Tag hat niemand etwas gesehen?«, hakte Solveig nach.

»Die meisten Leute in der Straße arbeiten tagsüber. Kaum jemand war zu Hause. Und wenn, sitzen sie hinter hohen Zäunen, Hecken und Mauern. Was in der Welt draußen vorgeht, erfahren sie nur über ihre Bildschirme.«

»Sonst etwas?«, fragte Solveig.

»Nein«, sagte der Kollege. Doch Solveig hörte nicht mehr zu.

Auf Solveigs dunklem Telefonmonitor war ein heller Fleck aufgeblitzt. Im nächsten Augenblick erschienen Müllers Gesichtszüge im flackernden Kerzenlicht.

Er war wieder da. Solveig war erleichtert. Und gleichzeitig verärgert über dieses Gefühl für einen Menschen, der ihr in seinem Tun mehr und mehr zuwider wurde, je mehr sie über ihn erfuhr.

Ohne sich länger aufzuhalten, hielt er die Flamme zur Kamera hoch und sprach direkt hinein.

»Okay«, sagte er. Seine Stimme klang brüchig. »Meine Uhr sagt, dass ich inzwischen bald zwei Tage hier drinsitze. Wahrscheinlich habt ihr mir deshalb die Uhr gelassen. Bis jetzt habe ich absolut nichts gehört. Von niemandem. Weder meine Familie noch meine Mitarbeiter sind dumm. Sicherlich wurde nach meinem Verschwinden die Polizei informiert. Und die erwägt bestimmt die Möglichkeit einer Entführung. Im Fall einer Lösegeldforderung verlangt die Polizei einen Beweis dafür, dass der Entführte noch am Leben ist. Für diesen Beweis müsste man mich mit irgendeinem sehr aktuellen Ding sehen, zum Beispiel einer Zeitung von gestern oder heute. Hat mir niemand gegeben, geschweige denn mich damit fotografiert oder gefilmt. Wer immer mich durch diese Kamera beobachtet und womöglich Videos davon verwendet, könnte die Zeit der Aufnahme nicht beweisen. Es könnte eine Aufzeichnung von früher sein.«

Solveig lief es kalt den Rücken hinunter. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht! Die Techniker hatten immer von einem Stream gesprochen. Sie hatten alle angenommen, dass es live war! Und wenn nicht? Wenn Müller längst tot war? Oder – ganz anders – er das Ganze nur vorspielte – aus welchem Grund auch immer? »Bislang wollte also niemand ein Lebenszeichen von mir sehen. Das heißt entweder, dass Sie mit der Polizei pokern. Oder dass es nie eine Lösegeldforderung gab. Dass es hier also um

etwas anderes geht.«

Er senkte die Kerze ein wenig. War er schon zu schwach, sie noch länger zu halten?

»Worum also geht es sonst? Ich habe keine Ahnung. Informationen? Dann müsste ich wissen, welche. Söden? Abelsdorff? Andere? Sagen Sie Bescheid, und wir kommen ins Geschäft.«

»Vor einer Stunde«, sagte Solveig zu Dönnicken. »Aber das wussten Sie ja schon, angesichts Ihrer Gesellschaft.«

Bei Dönnicken saßen ein überheblicher Mittsechziger im Maßanzug mit hoher Stirn und zu langen Löckchen im Genick – warum hatten die alle diese Frisur? – und eine ähnliche Variante Mitte vierzig.

Dönnicken hatte sie als Anwälte vorgestellt.

»Was könnte Herr Müller denn über Conrad Abelsdorff und Urs Söden erzählen?«

»Die Frage ist«, sagte der ältere Anwalt, »was können Sie Herrn Dönnicken anbieten, falls er in der Lage ist, etwas über Conrad Abelsdorff oder Urs Söden zu erzählen?«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Sie haben gerade einen Rechtsstreit mit Alfred Müller«, sagte Emilia Sundt zu Urs Söden, »bei dem es um eine Menge Geld geht.«

Södens Büro befand sich in einem gewöhnlichen Gebäude, verglichen mit jenem von TrippleZ.

»Ein Scherz, oder?«, fragte er. »Und deshalb soll ich ihn in einen Keller stecken? Dazu sage ich nichts ohne meinen Anwalt.«

»Warum will er dann etwas über Sie auspacken?«

»Weil er ein eiskalter Arsch ist. Selbst in solch einer Situation. Er will mich um zweihundert Millionen Euro betrügen. Das lasse ich mir nicht gefallen. Würden Sie auch nicht.«

Vermutlich nicht, gestand sich Solveig ein.

»Worum geht es?«

»Ich hatte mit Vladimir Pritatiev eine Vereinbarung über ...«

»Sie meinen Pritatiev, den russischen Oligarchen?«, fragte Emilia nach.

»Ebenden«, bestätigte Söden.

»Soso«, murmelte Emilia bloß.

»... eine Vereinbarung über die Übernahme seines Acht-Prozent-Anteils an Trankev Industries abgeschlossen, für sieben Euro pro Aktie. Müller hatte sich als Partner in der Sache angeboten. Und plötzlich machte er den Deal allein. Inzwischen steht die Aktie bei zwölf Euro.«

»Das tut weh«, sagte Emilia. »So wie Sie das schildern, hat Müller da aber nicht viel über Sie zu erzählen.«

»Hat er auch nicht. Er will seine Kidnapper aufs Glatteis führen. So wie Sie auch.«

Solveig musterte ihn. Ihr wurden diese Typen einfach nicht sympathisch.

»Wenn Ihnen einfällt, was Müller erzählen könnte, kontaktieren Sie uns«, sagte sie. »Bevor Müller es tut. Die Gerichte mögen Geständnisse und Zusammenarbeit. Erspart ihnen Arbeit.«

»Herr Abelsdorff ist gestern Abend verreist«, erklärte die Sekretärin. Solveig und Emilia fanden sich in hohen Altbauräumen wieder mit viel Stuck, Antiquitäten und Gold.

»Wohin?«, wollte Solveig wissen.

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen muss«, erwiderte die Sekretärin.

»Sie müssen gar nichts«, gab Solveig zurück. »Aber Sie wissen, dass Ihr Arbeitgeber bei einem Projekt gerade mit einem seiner Geschäftspartner um eine halbe Milliarde Euro streitet? Und dass dieser Geschäftspartner Alfred Müller ist?«

Es dauerte gerade einen Wimpernschlag, bis die Frau begriff.

»Der Alfred Müller? Der entführt wurde?«

»Der Alfred Müller.«

»Nein, das wusste ich nicht.«

Solveig glaubte ihr das sogar.

»Wer bei Ihnen kann uns mehr dazu sagen?«

»Ich ... Weiß ich nicht«, sagte sie.

»Vielleicht finden Sie es heraus?«, schlug Solveig mit einer Geste Richtung Telefon vor.

»Zurzeit sind alle außer Haus. Ich muss erst durchtelefonieren.«

»Dann tun Sie das. Wohin ist Herr Abelsdorff denn nun unterwegs?«

»Ich ... Ich muss erst klären, ob ich Ihnen das sagen darf.«

»Wir können auch Flugdaten checken«, sagte Solveig, »das macht bloß alles komplizierter und mich schlecht gelaunt. Wollen Sie, dass ich schlecht gelaunt bin? Herr Abelsdorff hat doch nichts zu verbergen, oder?«

Die Sekretärin zögerte.

»Jakarta«, sagte sie schließlich. »Mit Zwischenstation in Dubai. Noch ist er in der Luft. In Jakarta landet er in ein paar Stunden.«

»Urlaub oder beruflich?«

»Beruflich, soviel ich weiß.«

»Dann wird es ein Hotel geben, in dem wir ihn erreichen können.«

Wieder zögerte die Sekretärin. Dann schrieb sie eine Adresse und eine Telefonnummer auf.

»Was macht er denn jetzt?«, sagte Solveig auf dem Beifahrersitz, während Emilia den Wagen durch den Berliner Spätnachmittagsverkehr steuerte.

»Was macht er?«, fragte die Fahrerin.

»Er hat den Umschlag eines Buches abgerissen und zu einem Trichter gerollt.«

»Will er eine Tröte basteln?«

»Keine Ahnung. Er hat sich von der Kamera abgewendet. Ich sehe ihn nur mehr von hinten.«

In seiner Linken hielt Müller immer noch das zusammengerollte Papier, mit der Rechten fummelte er an seinem Hosenstall herum. Dann verschwand auch die Linke mit der Tüte hinter seinem Körper.

»Was macht der da? Ach, du ...«

»Was macht er?«, wollte Emilia wissen.

»Ich glaube, der pinkelt in die Tüte!«

Emilia hielt ihren Blick starr geradeaus gerichtet.

»Bist du sicher? Warum?«

»Es sieht so aus. Ja, jetzt schüttelt er ab. Kämpft damit, einhändig den Reißverschluss wieder zu schließen. Balanciert die Tüte in der anderen Hand.«

»Krass! Bis jetzt hat er doch immer den Eimer benutzt. Ist der voll?«

»Keine Ahnung. Eigentlich nicht, glaube ich.«

»Schräg. Eh ein Wunder, dass da noch etwas rauskommt. Nach über zwei Tagen ohne Flüssigkeitszufuhr.«

Müller hatte seine Hose geschlossen und stand mit der Tüte im Dämmerlicht. Solveig sah alles nur schemenhaft. Müller hob das unten spitz zulaufende Papier, als betrachtete er den Inhalt genauer.

Im nächsten Moment hielt er sich mit der Rechten die Nase zu, führte die Tüte an den Mund, warf den Kopf mit einem Ruck in den Nacken und kippte den Inhalt des Papiers in seinen Mund.

Gleich darauf krümmte er sich nach vorn zusammen, zuckte mehrmals, als erbräche er das zu sich Genommene gleich wieder. Die Krämpfe ließen nach, schließlich richtete er sich auf. Wischte sich den Mund ab. Hob das Papier, das er fallen gelassen hatte, auf und legte es in das Regal.

»Sehen Sie sich das an!«, rief Beatrice, während sie die Aufzeichnung stoppte.

Herrgott noch mal, sie hatte ihnen doch gesagt, den Stream nicht zu verfolgen! Und ihn schon gar nicht aufzunehmen! Dahinter steckten wahrscheinlich ihre Anwälte.

Solveig beherrschte sich.

»Ich habe es gesehen«, sagte sie. »Es tut mir leid.«

Beatrice fragte sich wahrscheinlich gerade, wie sie diesen Mann jemals

wieder küssen sollte.

»Finden Sie ihn endlich«, forderte sie eisig. »Holen Sie ihn da raus. Sie sehen doch, wie verzweifelt er ist.«

»Es gibt nach wie vor keine Lösegeld- oder andere Forderungen«, erinnerte Solveig sie. »Wir haben keinerlei Anhaltspunkte, wo er ist oder wer dahintersteckt.«

»Ist fast wie damals während des Blackouts«, meinte Franziska, jetzt immerhin auf einer Sessellehne sitzend, statt auf dem Sofa liegend. »Da haben die Leute alles getan, um nicht zu verhungern. Ich war ja noch ein Kind, aber ich kann mich erinnern. Irgendwann kamen einige auch zu uns und wollten was. Am Schluss hat Papa sogar ein paarmal geschossen. Aber bloß in die Luft.«

»Hattet ihr denn Vorräte? Waren deine Eltern Prepper oder so etwas?«

Auch wenn Müller oder seine Ex nicht so auf Solveig wirkten.

»Nee. Wir hatten eben ein wenig mehr als andere. Was die draußen ja gar nicht wissen konnten. Denke ich. Wie gesagt, ich war noch klein und erinnere mich nicht wirklich.«

»Womit hat er denn geschossen?«

»Jagdgewehr. Papa geht auf die Jagd. Ist gut fürs Geschäft.«

»Da ist doch heute Abend niemand mehr«, sagte Jürgen Hartlandt.

»Deshalb rufe ich dich an«, erklärte Solveig. »Ich muss da hinein. Du siehst ja, wie weit Müller inzwischen ist.«

»Das ist ein Chaos! Allein findest du da nie etwas.«

»Du bist herzlich eingeladen, mir zu helfen.«

»Ich sehe zu, dass ich jemanden finde, der dir aufsperrt.«

Um halb eins in der Nacht schloss ein schlecht gelaunter Mittfünfziger Solveig die Türen zum Blackout-Archiv in der großen Lagerhalle nahe dem Tempelhofer Feld auf.

In dem gigantischen, acht Meter hohen Raum reihten sich hallenhohe

Regale aneinander wie in der Abholstation eines schwedischen Möbelhauses. Darin stapelten sich Abertausende Kartons, Kisten, Schachteln.

Der Mann mit den Schlüsseln führte sie in einen großen Glaskubus am Anfang der Regalreihen, der wohl das Büro darstellte. Auf den acht Tischen standen Computer. Der Mann schaltete einen ein.

Erklärte ihr die Übersicht.

»Hier können Sie immerhin nach Buchstaben und Tagen suchen.«

»Buchstaben und Tage«, wiederholte Solveig fassungslos.

Der Mann zuckte mit den Schultern.

Mit einem Schlag war Solveig zurück in den finsternen, kalten Tagen des Stromausfalls. Sie war gerade ein paar Monate dabei und so hilflos wie alle anderen. Das anfängliche Chaos hatte sich binnen weniger Tage zu reiner Anarchie entwickelt. Als junge Polizeischüler mussten sie von einem Tag auf den anderen die Aufgaben vollwertiger Polizisten übernehmen. Und mehr. Viel mehr. Die Szenen in Berlins Straßen erinnerten Solveig an Berichte aus Kriegsgebieten in Syrien oder Afghanistan. Und dann steckte man auf einmal selbst mittendrin.

Eine der dramatischen Folgen der knapp zwei Wochen ohne Strom stellte sich erst nach und nach heraus. Ohne Strom funktionierte kein Computer mehr. Jedes Protokoll – über Diebstähle, Plünderungen, Brände, vermisste Personen, Betrugereien, Schlägereien, Schwarzmarkthandel, Wucher, Evakuierungen, Behördenbeschwerden und all die anderen kleinen und großen Katastrophen während des Desasters –, das eine Polizistin sonst in einen ohnehin altmodischen Rechner tippte, musste nun händisch auf Papier festgehalten werden. Papier, das man erst einmal besorgen musste. Nicht in Formularform, mit den jeweils vorgegeben Kästchen und Zeilen, die einen daran erinnerten, was man alles festhalten musste. Ohne Überschriften. Ohne Katalogisierungsnummern oder andere Ordnungssysteme, die längst das Computersystem übernommen hatte. Ohne Drucker, die das Einge tippte bei Bedarf aufs Papier gebracht hätten. Nein, blankes Papier. Mit der Hand zu beschreiben. Wenn man noch wusste, wie das ging. Ohne Rechtschreibhilfe. Mit Stiften, die man wie das Papier erst einmal besorgen musste. In Ordern

abheften, die nicht existierten und für die es auch keine Ordnungssysteme gegeben hätte. In Regale ablegen, die es in den Massen nicht mehr gab.

Irgendwann konnte längst nicht mehr alles festgehalten werden. Und was notiert, protokolliert, aufgenommen wurde, fand sich immer öfter auf losen Blättern, Zetteln, irgendwo herausgerissenen Seiten, die notdürftig in eilig beschaffte oder freigeräumte Schachteln, Kartons, Boxen gestapelt wurden. In der Reihenfolge, in der sie geschrieben wurden. Kategorisierung nach Namen, Delikt, Bezirk, anderen Kriterien? Fehlanzeige. Keine Zeit.

Das Große Schwarze Datenloch. So nannte man das Phänomen später, von dem nicht nur die Polizei betroffen war. Sondern alle Behörden. Alle Unternehmen. Das ganze Land. Der gesamte Kontinent. Das Black Hole nach dem Blackout.

Erst ein Jahr nach Ende des Blackouts wurde eine Abteilung im Innenministerium geschaffen, die mit der Aufarbeitung, Registrierung und Digitalisierung des gigantischen Papierchaos beauftragt wurde.

Weit war sie bislang nicht gekommen.

»Ich lasse ihnen den Schlüssel da«, sagte der Mann. »Sperren Sie zu, wenn Sie gehen. Gute Nacht.«

Solveig setzte sich vor einen Computer und gab den Namen Alfred Müller ein.

Kein Treffer.

Ratlos starrte sie aus dem Glaskubus auf die Regalreihen, deren Enden sich im Zwielicht verloren.

Tag 4

Solveig schreckte hoch. Wo war sie?

Sie war über einem der Kartons in dem Blackout-Archiv eingeschlafen. Wie spät war es?

Kurz nach sieben Uhr morgens.

Sie hatte vielleicht eine Stunde geschlafen. Alles in ihr schrie danach, sich einfach wieder neben dem Karton auf dem Betonboden zusammenzurollen.

Stattdessen stemmte sie sich in den Sitz, lehnte sich gegen die Metallstreben des Regals und öffnete in ihrem Telefon die Nachrichten.

Drei Geschäftspartner Alfred Müllers verhaftet!, brüllte eine Schlagzeile.

Von dem Entführten fehlt weiterhin jede Spur, erklärte die Unterzeile.

Warum hatte niemand Solveig informiert? Sie überflog den Artikel.

Die drei waren nicht im Zusammenhang mit der Entführung verhaftet worden. Zumindest nicht unmittelbar. Offensichtlich hatte einer von ihnen einen groß angelegten Betrug mit Post-Blackout-Fördergeldern angezeigt, den er mit Müller und den zwei anderen begangen hatte. Aus Angst davor, dass Müller in seinem Verlies zu plaudern begann. Durch die Zusammenarbeit mit den Behörden hoffte er dem zuvorzukommen und für sich einen Deal mit der Staatsanwaltschaft herauszuschlagen.

Verdammt! War es tatsächlich das, was die Entführer bezweckten? Dass Müllers korrupte Partner die Nerven verloren und sich gegenseitig ans Messer lieferten?

Dann hatten sie vielleicht eine Chance. Die Verhaftungen und das Geständnis könnten der erste Dominostein einer ganzen Reihe weiterer ähnlich gelagerter Fälle sein. Die Entführer hätten ihr Ziel erreicht und könnten Müller freilassen.

Wenn die Meldung stimmte. Und wenn das tatsächlich das Motiv der Täter war.

»Wie siehst du denn aus?«, fragte Emilia, als Solveig in der Einsatzzentrale eintraf.

»Warst du schon einmal im Blackout-Archiv?«

»Nein.«

»So sieht man aus, wenn man dort die Nacht verbracht hat.«

»Okay, muss ich nicht hin.«

»Ich könnte Hilfe gebrauchen.«

»Du hast eine ganze Truppe zur Verfügung.«

»Ich weiß. Aber mein Verdacht ist sehr weit hergeholt. Dafür kann ich niemanden abziehen.«

Ihre Blicke blieben an dem Stream hängen.

»Sieht nicht gut aus.«

Alfred Müller lag zusammengerollt in einer Ecke seines Verlieses und bewegte sich nicht. Die Tonspur unter dem Bild zeigte Solveig, dass er noch atmete.

»Wie lange er das noch durchhält?«

»Nicht lange«, sagte Jürgen Hartlandts Stimme hinter ihnen. »Heute Mittag wird er drei Tage ohne Wasser gewesen sein. Ab sofort wird es lebensgefährlich. Verdammt, wenn du mit deiner Vermutung vom ersten Abend recht hattest ...«, sagte er zu Solveig.

»Welche Vermutung?«, fragte Emilia.

»Die Ausstattung von Müllers Zelle«, erwiderte Solveig. »Zum einen die Bücher – eines über Kannibalismus von Überlebenden eines Flugzeugabsturzes; eines über einen Typen, der sich selbst den Arm bricht und eine Hand amputiert, um zu überleben. Dann das Chirurgenbesteck. Dafür keine Nahrung und Getränke.«

»Du meinst ... die Bücher sind Handlungsempfehlungen für Müller, um da drin zu überleben? Er soll sich selbst amputieren und essen?!«

»Seinen eigenen Urin hat er bereits getrunken.«

»Welches kranke Hirn würde sich so etwas ausdenken?«

»Das ist die Frage.«

Solveig durchforstete weitere Kartons. Drei Leute aus ihrem Team hatte sie nun doch mitgenommen. Angesichts der endlosen Regalreihen schien die Aufgabe aussichtslos. Vor Schlafmangel und vom Staub waren Solveigs Augen und Nase zugeschwollen. Sie griff zum nächsten Karton, als ihr Telefon läutete.

»Er ist wieder wach«, sagte Emilias Stimme, »und redet.«

»Ich schau es mir an.«

Sie öffnete den Stream.

»... wollt ihr also wissen?«

Müller stand mitten im Raum, eine frische lange Kerze in der linken Hand, eine seiner Papiertüten in der rechten. Er schwankte, die Zunge war schwer.

»Ich erzähle es euch.« Stockte. Wankte. Hob seine Tüte. Nahm einen Schluck.

Solveig drehte es den Magen um.

»Wo fange ich an? Bei Oppenhauser?«

Ein ehemaliger Minister, erinnerte sich Solveig, auch wenn sie das Ressort nicht mehr wusste. Hatte Emilia den im Zusammenhang mit Müllers Partnern genannt?

»Oder ... oder ...«

Fahrig versuchte er mit der Tütenhand, seine Hose zu öffnen. Nein. Offen war sie schon. Fummelte herum. Schleuderte das Papierröhrchen schließlich wütend von sich.

»Oder Klienbach?«

Solveig konnte den Namen nicht einordnen, obwohl sie sich sicher war, ihn schon mal irgendwo gehört zu haben.

Da draußen gingen wohl gerade ein paar Ärsche auf Grundeis.

Hier drin fand sie nichts.

»Die Dominosteine fallen«, erklärte Emilia am Telefon. Es war später Nachmittag, und Emilia klang begeistert. Solveig hockte über einem neuen Karton, neben sich das Telefon mit Müllers Stream und Emilias Stimme.

»Abelsdorff hat sich aus Jakarta gemeldet. Er will kooperieren. Vier von Müllers Kumpanen haben Selbstanzeige erstattet. Gegen ein halbes Dutzend weitere will die Staatsanwaltschaft Ermittlungen einläuten oder sogar Haftbefehle ausstellen. Angeblich bereitet ein amtierender Bundesminister eine Rücktrittserklärung vor. Das ist ein Erdbeben!«

»Aber Müller sitzt noch immer da drin. Wenn es das ist, was seine Entführer wollten, könnten sie ihn langsam gehen lassen. Über drei Tage ohne Wasser ... Der kann uns jede Minute krepieren!«

»Und bei euch?«

»Nichts«, sagte Solveig. »Kannst du dir das vorstellen? Dieses Archiv existiert seit zehn Jahren und ist kaum brauchbarer als damals. Es ist, als wollte man diese zwei Wochen ungeschehen machen, indem man nichts mehr über sie herausfinden kann. Glaubst du, das ist Absicht?«

Müller saß wieder an eine Wand gelehnt, diesmal gegenüber der Kamera. Er hatte das Hemd aus der Hose gezogen und bis auf die untersten Knöpfe geöffnet. Seine Haut glänzte. Schweiß? War es in der Zelle so warm? Oder gehörte das zu Symptomen der Dehydrierung? Würde wenig Sinn machen, dass der Körper Flüssigkeit verschwendete, wenn er sie dringend brauchte, aber Solveig kannte sich damit nicht aus. Um Müller verteilt lagen die Reste der Bücher, zwei große Messer, ein Skalpell, die Knochensäge.

Nicht ernsthaft.

Nach über drei Tagen musste auch sein Hunger unerträglich sein. Aber Menschen kamen wochenlang ohne Essen aus, wenn es sein musste!

Hoffentlich sahen Franziska und Beatrice nicht zu.

Aber natürlich würden sie das tun.

Solveig tauchte wieder in den Karton. Die meisten Handschriften waren unleserlich. Unzusammenhängend. Konfus. Vielleicht sollten sich statt Beamten Künstlerinnen der Sache annehmen. Eine große Installation. Was immer.

Später würde sie auf die Minute genau wissen, wann sie den Zettel zum ersten Mal in der Hand gehalten hatte. Drei Uhr, zwölf Minuten morgens.

Das Protokoll war kaum lesbar. Eine Totenmeldung. Aus einer der damals zahlreichen mehr oder minder improvisierten Feldlazarette, die Ärzte nach dem Kollaps und der Räumung der meisten Krankenhäuser organisiert hatten. Der Staat hatte nichts mehr zu bieten gehabt. Aber die Menschen. Noch heute stiegen Solveig bei dem Gedanken daran Tränen in die Augen. Menschen, die selbst nichts mehr gehabt hatten, Ärztinnen, Pfleger, Freiwillige aus der ganzen Bevölkerung hatten geholfen, wo und wem sie konnten. Andere nicht. Die Katastrophe hatte die Menschen auf sich selbst zurückgeworfen. Ihren wahren Charakter entblößt. Bei manchen diesen. Bei anderen jenen.

Solveig hatte nicht wenige erlebt, die von sich selbst überrascht gewesen waren. Negativ. Oder positiv.

Oft hatten sie leider nicht viel mehr machen können, als einen Tod festzustellen. Angehörige zu trösten. Wofür damals kaum Zeit blieb, weil die nächste Krise schon wartete. Ein paar gekritzelte Worte mussten genügen. Begraben in einer von Hunderttausenden von verstaubten Kisten in Tempelhof.

Nur die Tonspur verriet Solveig, dass das zusammengerollte Bündel Mensch in der Ecke noch lebte. Um ihn herum die Bücher, die Messer, Skalpelle, Sägen. Solveigs Herz klopfte bis zu ihrem Hals, während sie nach Spuren von Blut oder Gewebe darauf suchte. Die Bildqualität war zu schlecht.

»Er stirbt uns vor den Augen der ganzen Welt«, sagte Solveig.

Längst forderten Stimmen Hartlandts Rücktritt. Einer der Helden des Blackouts vor zehn Jahren. Nichts hält ewig. Und einen Austausch des Ermittlerteams. Gleichzeitig stürzten sich die Medien auf weitere Verhaftungen prominenter Unternehmer und Ex-Politiker nach Müllers delirierenden Geständnissen.

»Was haben wir zu verlieren?«, fragte Solveig. »Er wird nicht freigelassen. Da gehe ich jede Wette ein. Auch wenn wir den Täter zur Rede stellen, wird

er nichts verraten.«

Sie wies auf die Bilder des Streams.

»Das hier ist es, was er will. Wir müssen das anders angehen.«

Tag 5

Durch das Mediengedränge vor Müllers Anwesen konnten selbst die Uniformierten Solveig kaum mehr schleusen. Sie stellte ihren Wagen an den inzwischen gewohnten Platz neben der Limousine, von der Emil Kareike gerade den morgendlichen Tau wischte. Dabei unterhielt er sich mit dem Leibwächter Roman Sontewitsch, der ihm gegenüber auf der anderen Seite der Motorhaube stand, die Hände in den Hosentaschen.

»Morgen, die Herren.«

Solveig hielt kurz an.

»Gibt es Neuigkeiten?«, fragte Sontewitsch. Er wirkte besorgt. Sollte er auch sein, immerhin wäre es sein Job gewesen, den ganzen Schlamassel zu verhindern. Wäre sie Frau Müller, Solveig hätte ihn vermutlich längst entlassen.

»Ja«, sagte Solveig. »Aber noch kein Wort zur Presse da draußen oder zu Frau Müller. Ich möchte es ihr selbst sagen.«

Jetzt hatte sie die volle Aufmerksamkeit der beiden. »Wir haben den Ort identifiziert, an dem Herr Müller festgehalten wird. Einsatzkräfte sind unterwegs. Aber wie gesagt« – sie hob einen Finger vor den Mund – »pssst.«

Beatrice Müller erwartete sie im Frühstückszimmer. Franziska sah Solveig nicht. Sie war wieder bei ihrer Mutter. Beatrice saß vor einer Espressotasse mit Kaffee.

»Möchten Sie auch einen?«

»Gern.«

»So früh heute«, sagte Beatrice. »Bringen Sie Neuigkeiten?«

»Vielleicht«, sagte Solveig. Das Dienstmädchen stellte einen Espresso vor ihr auf den Tisch.

Die Medienvertreter vor dem Müller'schen Anwesen hatten ihre

Hausaufgaben nicht gemacht. Vielleicht versammelten sie sich jedoch auch nur als sichtbare Demonstration ihrer Arbeit alle an dem offensichtlichen Ort.

An dem kleinen, unauffälligen zweiten Ausgang in der Mauer an der Rückseite des Grundstücks wartete niemand. Außer Solveig und Emilia, die sie begleitet hatte. Solveig hatte den Wagen etwa fünfzig Meter entfernt auf der gegenüberliegenden Straßenseite in der Einfahrt zu einem Nachbargrundstück geparkt.

Auf Solveigs Telefon lief der Stream. Müller saß an die Wand gelehnt, starrte in die Kamera, in der einen Hand ein Skalpell, dessen Spitze er mit den Fingerkuppen der anderen Hand abwechselnd antippte, als zählte er etwas ab. Dabei nuschelte er vor sich hin.

Was sie verstanden, fand Solveig weniger interessant als Emilia, die es geradezu genoss, wenn Müller wieder ein paar seiner Geschäftspartner den Wirtschaftsermittlern zum Fraß vorwarf.

Sein bisheriges Geschäftsmodell konnte er auf jeden Fall vergessen, wenn sie ihn freibekamen.

Der Funk an ihrem Armaturenbrett krachte, gleich darauf erklang die Stimme eines der Kollegen aus Beatrice Müllers Überwachungssalon.

»Der Chauffeur Emil Kareike war gerade hier und fragte Frau Müller, ob Sie ihn brauche oder ob er für ein paar Besorgungen losfahren könne. Sie hat es ihm gestattet.«

Er hatte kaum geendet, da öffnete sich fünfzig Meter entfernt die kleinere Ausfahrt in der Mauer, und heraus fuhr die schwarze Limousine, neben der Solveig vor einer halben Stunde geparkt hatte. Am Steuer Emil Kareike. Er bog in die Straße und fuhr in die Richtung, die von ihnen wegführte. Solveig startete den Wagen und folgte ihm mit einigem Abstand.

»Unterwegs«, gab sie über Funk durch. Zwei Kreuzungen weiter schob sich vor ihnen ein grauer Skoda zwischen die Limousine und ihre Verfolgerinnen.

»In Ordnung«, sagte Solveig vor der nächsten Kreuzung, »ihr seid an der Reihe«, und bog ab. »Ich komme dann später wieder dazu.«

»Scheiße«, entfuhr es Emilia neben Solveig.

»Was ist?«, fragte Solveig. »Ich muss fahren.«

Emilia verfolgte immer noch Müllers Stream.

»Der spielt mit der Skalpellklinge an seinem Arm herum. Als wollte er sich ritzen.«

»Pulsadern?«

»Nein. Entweder weiß er nicht, wie das richtig geht, oder er will seine Entführer nervös machen.«

»Was womöglich aber nicht geschieht«, meinte Solveig.

Emil Kareike war in der Limousine Richtung Westen unterwegs, wie Solveig auf der elektronischen Landkarte verfolgen konnte, auf der sie die beiden anderen Zivilpolizeiwagen, die ihm abwechselnd folgten, als kleine bewegliche Punkte sah. Welche Besorgungen hatte er dort zu erledigen?

»Oje«, sagte Emilia, »der ritzt tatsächlich.«

Solveig versuchte aus den Augenwinkeln, einen Blick von dem Stream zu erhaschen. Emilia hielt ihr das Telefon so hin, dass sie besser sehen konnte.

Müller saß schräg unter der Kamera, sodass alles gut zu erkennen war. Absicht, vermutete Solveig. Seine Peiniger sollten zusehen. Er hatte sich von der inneren Kante des Handgelenks entlang des Unterarms einen etwa fünf Zentimeter langen Schnitt zugefügt, aus dem einige Tropfen quollen. Keine gefährliche Stelle, stellte Solveig fest, zu weit entfernt von den kritischen Adern.

»Vielleicht solltest du an den Rand fahren und halten?«, schlug Emilia vor.

»Geht schon«, sagte Solveig und richtete den Blick wieder auf die Straße. Sie fuhren durch kaum besiedeltes Gebiet, der Verkehr war schwach.

Müller führte den Arm näher zu seinem Gesicht und beobachtete, wie Tropfen sich zu einem kleinen Rinnsal formten.

»Entweder du hältst jetzt an, oder ich drehe das so, dass du nichts mehr siehst«, sagte Emilia. »Wenn du willst, fahre ich. Ah, bäh!«

»Was ist?«

Kurzerhand steuerte Solveig den Wagen auf den Bürgersteig und hielt an.

Müller hatte begonnen, das Blut aus dem Schnitt aufzulecken.

»Er hat angehalten«, krachte die Stimme eines Kollegen aus dem Funkgerät.
»Wir stehen etwa hundertfünfzig Meter hinter ihm. Er kann uns nicht sehen.
Wagen zwei hat ihn überholt und sich zweihundert Meter vor ihm platziert,
ebenfalls in Deckung.«

Sie befanden sich kurz hinter dem Olympischen Dorf und Wustermark.

»Was ist da?«

»Nicht viel. Land. Wald. Ein Stück in den Wald hinein steht ein altes
Haus. Sieht alles sehr verwildert und verlassen aus.«

Solveig schaltete ihr Navigationssystem um auf Satellitenbild. Nun sah sie
das Haus, von dem er sprach.

»Unternimmt er irgendetwas?«

»Nein. Steht nur da und wartet.«

»Sonst ist dort nichts außer dem Haus?«

»Nicht in der unmittelbaren Umgebung. Die nächsten Einfahrten sind
jeweils etwa zweihundert Meter entfernt, zu einer kleinen Siedlung und einer
Industriehalle.«

»Kommen wir an das Haus auch von einer anderen Seite heran?«

Aus den Augenwinkeln warf sie immer wieder kurze Blicke auf die Karte.

»Mit einem kleinen Umweg.«

Ja, von da hinten sollte es klappen.

»Wir schauen uns das an.«

Bei der nächsten Gelegenheit zweigte sie ab und nahm eine Route, auf der
sie dem Haus von der anderen Seite nah genug kam.

Wenige Minuten später hatte sie über einen unasphaltierten Waldweg den
Zaun des weitläufigen Grundstücks erreicht, als sich der Kollege erneut über
Funk meldete.

»Er fährt wieder los«, verkündete er. »Wendet. Und fährt Richtung Berlin
zurück.«

»Was soll das jetzt?«, fragte Solveig.

»Mist!«, entfuhr es Emilia. »Erinnerst du dich an die Schlusszene von

Das Schweigen der Lämmer – den Film, nicht das Buch? Wo man als Zuschauerin eine ganze Weile Jodie Foster alias Clarice Starling bei Befragungen im Umfeld eines ehemaligen Opfers folgt? Währenddessen stürmt die Polizei an einem anderen Ort ein Haus, in dem sie den Killer vermutet, muss dann aber feststellen, dass sie in einem verlassenen Haus am falschen Ort sind und Clarice gerade dem Serienmörder direkt in die Arme läuft, ohne es zu wissen?«

»Du meinst, Kareike hat uns durchschaut und wollte uns in die Irre führen, so wie der Regisseur das Publikum im *Schweigen der Lämmer*? In dem Haus da finden wir Müller nicht?«

Emilia verzog nur das Gesicht: keine Ahnung.

Solveig griff zum Funkgerät.

»Wohin fährt er?«

»Weiterhin zurück Richtung Stadt.«

Leise fragte sie Emilia: »Was treibt Müller?«

Ihre Beifahrerin zeigte ihr den Stream.

»Ritzt sich schon wieder und leckt. Wäääh.«

»Ihr folgt ihm«, sagte Solveig in das Funkgerät. »Ich schaue mir jetzt trotzdem das Haus an.« Zu Emilia: »Du kommst mit.«

Um diesen Wald und Garten hatte sich schon lange niemand mehr gekümmert. Ohne Rücksicht auf ihre Hände rannte Solveig durch das Unterholz, bis sie eine Wiese mit kniehohem Gras erreichte, die das Haus umgab. Es musste gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts erbaut worden sein, vielleicht als Landsitz eines wohlhabenden Berliner Bürgers. Eine halbe Ruine. Hier wohnte niemand. Sie lief weiter, Emilias Atem in ihrem Nacken. Die morsche Eingangstür stand halb offen. Bei aller Eile achtete sie auf mögliche Spuren kürzlicher Besucher. So lief sie etwa durch keine Spinnweben, die sich über die halb offene Tür zogen. In der Eingangshalle lagen Verputzbröckchen über den Boden verteilt und millimeterhoch Staub. Durch den Fußspuren führten. In diversen Richtungen, und in verschiedenen

Größen. Die konnten auch von Jugendlichen aus der Nachbarschaft stammen oder Obdachlosen.

Wo fand sich so ein fensterloser Raum am ehesten? Im Keller.

»Siehst du irgendwo einen Kellerabgang?«, fragt sie Emilia, die bereits hinter diverse offen stehende Türen blickte.

Dann entdeckte sie ihn selbst. Neben der geschwungenen Treppe in den ersten Stock fand sich eine unscheinbarere Tür, aus der kühle Moderluft stieg. Solveig zückte die Taschenlampe aus ihrem Gürtel und stieg hinab. Auch hier waren Fußspuren im Staub zu erkennen. Solveig folgte ihnen. Hier unten war es noch staubiger als oben, der Verputz bröckelte in breiten Platten von den Ziegeln. Die Brösel knirschten unter ihren Schritten. Eine Öffnung ohne Tür zur Linken, Taschenlampe, ein leerer Raum. Eine weitere rechts. Dasselbe. Um eine Kurve.

Die Lichtscheibe der Taschenlampe fiel auf eine Metalltür. Die Größe könnte passen. Die charakteristischen Nieten oder Schrauben entlang aller vier Seiten, die sie im Stream auf der Innenseite gesehen hatte, wies diese auch auf der Außenseite auf. Sie hatte einen Griff und ein Schloss, aber keine Schnalle. Solveig rüttelte. Da bewegte sich nichts.

»Zeig den Stream«, forderte sie hastig von Emilia hinter ihr.

»Kein Empfang hier unten.«

»Verdammt!«

Sie schlug mit der Faust gegen die Tür.

Noch einmal.

Und noch einmal. Brüllte Müllers Namen.

»Jetzt habe ich was!«, rief Emilia. »Schwach. Abgehackt. Aber ich sehe ihn wieder.«

»Reagiert er? Hört er uns?«

Sie trommelte und brüllte weiter, während sie Müllers apathische Gestalt auf Emilias Bildschirm beobachtete.

Das Bild wurde wieder schwarz. Sprang erneut an. Müller saß nicht mehr an der Wand, sondern stand mitten im Raum. Wirkte verwirrt. Das Bild fror ein. Eine Sekunde darauf das nächste Bild. Müller an der Tür.

Dann hörte Solveig von der anderen Seite ganz leise einen dumpfen Schlag. Und noch einen. Während das nächste Standbild auf Emilias Telefon Müller mit einer Faust an der Tür zeigte.

Solveig ließ sich gegen die Tür fallen und blickte Emilia an.

»Du schaust zu viele Horrorfilme.«

Tag 6

»Meine Tochter war vier Jahre alt, als sie starb«, erklärte Emil Kareike mit hohler Stimme. »An einem Durchfall, den ihr geschwächter Körper nicht mehr bewältigte. Davor hatten wir schon drei Tage lang nur Gras gegessen und verschmutztes Regenwasser aus Pfützen getrunken. Niemand wollte uns mehr helfen. Wir bettelten und flehten. Manche schlugen uns nur die Tür vor der Nase zu. Einer schoss sogar auf uns.«

Auf dem Video der Vernehmung wirkte er zehn Jahre älter.

Jürgen Hartlandt, der neben Solveig auf den Bildschirm starrte, ergriff das Wort.

»Der Großteil der deutschen Bevölkerung hatte damals Lebensmittel und Wasser für maximal drei bis vier Tage zu Hause. Zu wenig für einen Krisenfall. Nicht allen ging es danach so dreckig wie den Kareikes. Aber Fälle wie diesen gab es viele. Die endgültige Zahl werden wir wohl nie erfahren.«

Solveig dachte an das riesige Papierarchiv. Das Schwarze Datenloch.

»Meine Frau verkraftete den Verlust nicht«, fuhr Kareike tonlos fort. »Als ich herausfand, dass der Typ, der damals auf uns geschossen hatte, inzwischen zum Krisengewinnler und Milliardär geworden war, wusste ich, was ich tun musste.«

»Der hätte ihn da drin krepieren lassen«, sagte Emilia. »Als Rache für den Tod seiner Tochter und den Selbstmord seiner Frau.«

»Stattdessen wird er jetzt für einige Jahre hinter Gitter wandern«, sagte Emilia. »Ich meine Alfred Müller. Und diverse seiner Geschäftspartnerinnen und -partner ebenso.«

»Eine seltene Ausnahme«, murmelte Emilia Sundt.

Der Bildschirm vor ihnen wurde schwarz. Gleichzeitig fiel das Licht in dem fensterlosen Raum aus. Auch alle anderen Lichtchen an der

Technikkonsole waren erloschen. Eine eigenartige Stille entstand in dem stockfinsternen Raum.

»Was ist jetzt?«

Solveig tastete nach ihrem Telefon, tippte den Screen an, der ein wenig Licht spendete. Fand den Weg zur Tür. Am Flur der Einsatzzentrale standen mehrere Menschen verwirrt herum, aus anderen Türen streckten sich ebenfalls neugierige Köpfe.

»Bei euch auch dunkel?«

Da realisierte Solveig, dass auch die abendliche Stadt vor den Fenstern ungewohnt düster war. In den Gebäuden gegenüber sah sie kein einziges erleuchtetes Fenster. Die Straßenlampen waren aus. Kein Leuchtschild über Kneipen oder Läden, kein Schaufenster strahlte in die Dämmerung. Hastig öffnete sie Twitter und gab das Suchwort »Blackout« ein, wechselte bei den Ergebnissen von »Top« auf »Neueste«.

Tangostar723 @tangostar723 · 21s

#Blackout in Teilen Frankfurt, wie's scheint

Harrysbart @wieihrwollt · 34s

Na super, #Blackout in München

Donaldella @tassilowassilo · 1min

Power is off #Blackout #Copenhagen



Penguin
Random House
Verlagsgruppe



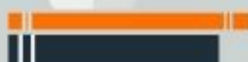
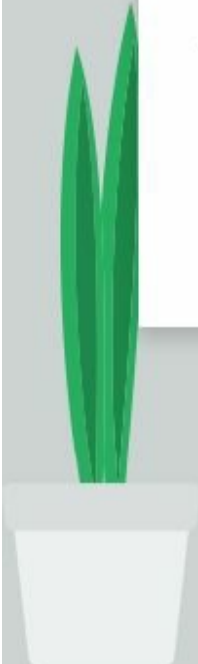
Buchentdecker-Service nutzen & gewinnen!

Bestellen Sie unseren Newsletter und
erhalten Sie exklusive Informationen über:

- Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps
- Attraktive Gewinnspiele & Aktionen
- Tolle Preisaktionen & Schnäppchen

Mit monatlichem Gewinnspiel!

Jetzt anmelden



[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)